BM
645
.D4
.B4
1914

LIBRARY OF PRINCETON
OCT 2 1900
THEOLOGICAL SEMINARY.

BT 901 .B477
Bertholet, Alfred, 1868-
1951.
Die israelitischen
Vorstellungen vom Zustand

Die

israelitischen Vorstellungen

vom Zustand nach dem Tode.

Ein öffentlicher Vortrag

von

Lic. Alfred Bertholet,
a. o. Professor der Theologie in Basel.

Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1899.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verlagsbuchhandlung vor.

C. A. Wagner's Universitäts-Buchdruckerei in Freiburg i. B.

Hochansehnliche Versammlung!

Das Thema, über das ich in dieser Stunde zu Ihnen zu sprechen gedenke, ist so reichhaltig und so weitläufig, dass ich Sie gleich mitten in die Sache hineinführen will.

Unseren Ausgangspunkt nehmen wir am besten aus einem altisraelitischen Hause, in welchem soeben der Tod vor uns eingekehrt ist. Wir sehen daran eine ganze Anzahl uns zum Teil seltsam anmutender Gebräuche sich anschliessen; sie sollen uns zunächst für einen Augenblick beschäftigen. Das Erste, was nach Eintritt des Todes die nächsten Verwandten thun, ist, dass sie dem Verstorbenen die Augen zudrücken und ihn wohl auch küssen. Sich selbst zerreissen sie die Kleider, gürten sich in das sogenannte Sacktuch, lösen den Turban, bestreuen das Haupt mit Staub und Asche, verhüllen es auch oder scheeren sich Haupt- und Barthaar, ziehen die Sandalen aus, machen sich am ganzen Leibe kleine Einschnitte, und vor allem: sie stimmen die Totenklage an und halten die Trauermahlzeit, während sie im übrigen fasten. Was soll das Alles? Mehr als irgendwo muss man sich hier, bei Erklärung dieser Trauergebräuche, davor hüten, von unserem modernen Empfinden auszugehen. So hat man z. B. gemeint, die Verhüllung des Hauptes geschehe, um anzudeuten, dass man mit

seinem Schmerze allein sein wolle. Das ist sicher falsch: Nichts lag dem Orientalen ferner, als sich in seinem Schmerze zu isolieren; im Gegenteil, nur schon die Totenklage setzt überall Gemeinschaft voraus. Zur Erklärung wird es vielmehr richtiger sein, eine andere wohlbekannte Situation, in der das Haupt verhüllt wird, heranzuziehen. Der Prophet Elia auf dem Horeb verhüllt sich das Haupt, als er Jahwe — das ist der wissenschaftlich gebräuchliche Name für Jehovah — im sanften Säuseln erkennt. Hinzunehmen müssen wir den im Alten Testament überhaupt öfter ausgesprochenen Gedanken, dass der Mensch das übermenschliche, heilige Wesen nicht von Angesicht zu Angesicht schauen darf, ohne dem Tode verfallen zu sein. Im benachbarten Arabien, dessen Sitten sich in den meisten Fällen mit den aus Altisrael überlieferten berühren und daher zum Vergleich öfter heranzuziehen sind, wird von einigen auffallend schönen Männern erzählt, dass sie sich das Gesicht, besonders an Festen und Märkten, zu verhüllen pflegten, um sich vor dem bösen Blick zu schützen. Liegt demnach der Verhüllung des Hauptes einem Toten gegenüber am Ende der Gedanke zu Grunde, dass auch hier etwas Uebermenschliches, Heiliges oder geisterhaft Gespenstisches sei? In der That giebt es keine andere Annahme, welche die genannten Trauergebräuche allesamt besser zu erklären vermöchte. Wenn vom Ausziehen der Sandalen die Rede ist, fällt einem unwillkürlich jenes Wort Jahwes an Mose ein: „Ziehe deine Sandalen aus; denn die Stätte, darauf du stehst, ist heiliger Boden“ (II Mos 3 5); und wir erinnern uns des noch heute bei den Muhammedanern üblichen Brauches, beim Eintritt in die Moschee die Sandalen abzulegen.

Wenn ferner das Haupt mit Staub bedeckt wird, liegt die Annahme nicht ferne, der Staub rühre ursprünglich vom Grabe her. Noch heute lässt sich unter unserem katholischen Landvolk die Sitte beobachten, wie es sich gelegentlich vom Grab seiner Heiligen Staub mitnimmt. Dem entsprechend dürfte die Asche, mit der man sich das Haupt bestreut, ursprünglich vom Totenbrande hergenommen sein. In beiden Fällen wäre die Lösung des Turbans die dem Akt des Bestreuens notwendig vorangehende Handlung. Sie ist ebenso unumgänglich, wo das Haupthaar geschoren wird. Was aber soll dies? Wir können nicht umhin, hier an die Beschreibung Homers von den Ehren zu denken, die dem toten Patroklus erwiesen werden, wie sein Leichnam ganz überstreut ist mit den geschorenen Locken seiner Genossen, wie Achill sein Haupthaar dem trauten Freunde in die starren Hände presst (Il. 23 135 152f.). Und um von den Hellenen zu einem unzivilisierten Volke überzugehen, so hängen z. B. die Neuseeländer Haarlocken an die Zweige der Bäume des Begräbnisortes, der als Opferplatz allgemein anerkannt ist. Um eine Opfergabe handelt es sich denn auch wirklich in allen diesen Fällen, und zwar, wie schon die Analogie des genannten Beispiels aus Homer zeigt, um eine Opfergabe an den Toten, bezw. an seinen Geist. Es hat ja bekanntlich gerade das Haaropfer bei den allerverschiedensten Völkern eine hervorragend wichtige Rolle gespielt. Von den Persern erzählt uns Herodot, dass sie in Trauer um ihren bei Plateä gefallenen Feldherrn Masistios nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Pferden und Zugtieren die Haare abschoren, und ähnliches wird uns von den Thessaliern

überliefert. Zum Opfer giebt der Mensch das Beste, was er hat, und nun galt eben vielfach das Haar in besonderer Weise als Sitz des Lebens. Dass diese Vorstellung auch den Israeliten nicht fremd ist, wissen wir aus der Geschichte Simsons, in dessen Haaren bekanntlich das Geheimnis seiner wunderbaren Kraft liegt. — Kann der Mensch vom eigenen Leibe nichts opfern, so thut denselben Dienst, was er am Leibe getragen hat. „Die Kleider sind" — das gilt für Israel wieder so gut wie für die Araber, von denen WELLHAUSEN es sagt — „mit der Person verwachsen, sie werden nicht für etwas Aeusserliches angesehen." Bis auf den heutigen Tag kann man über den Gräbern muhammedanischer Heiliger Kleider und Kleiderfetzen als Opfergaben aufgehängt sehen, wie sie gleicherweise noch an heiligen Bäumen in Syrien aufgehängt werden. Das Zerreissen der Kleider als Trauersitte dürfte darnach leicht als ein Ueberbleibsel eines derartigen Kleideropfers an den Toten bezw. seinen Geist zu erklären sein. In Arabien entblössten sich die Weiber in Trauer gelegentlich mehr als blos Gesicht und Busen. — Jedenfalls sind als ursprüngliche Opfer die sogenannten Totenmahlzeiten aufzufassen; denn wir dürfen mit voller Sicherheit behaupten: Opfer sind ursprünglich nichts anderes als Mahlzeiten, wobei der Gedanke zu Grunde liegt, das übermenschliche Wesen nehme an der Mahlzeit seiner Verehrer selbst mit Teil. Darum wird ihm von dem, was diese geniessen, das Beste an Speise und Trank gespendet. So ists an jenen Totenmählern gehalten worden, und es charakterisiert die ganze Not, die mit der Zerstörung über Jerusalem hereinbrechen soll, wenn Jeremia sagt, dass dann den Toten das Brot

nicht gebrochen und der Becher nicht gereicht werden solle (Jer 16 7). Es ist bekannt, was für eine Rolle bei den verschiedensten Völkern Totenmahlzeiten und Totenspenden gespielt haben. Speziell an jenes jeremianische Wort vom Reichen des Bechers erinnert mit am meisten eine Sitte, die sich bis in unsere Tage im Einfischthale (im Wallis in der Schweiz) erhalten hat. Da wird ein mit besonderem Totenwein gefüllter Pokal auf den Sarg gestellt, und die Leidtragenden stossen damit, ehe sie selber daraus trinken, mit dem Sarge an. Aus dem Altertum erinnern wir uns blos noch der Einen Szene, wiederum vor Patroklus' Scheiterhaufen (Il. 23 218—222):

„und der schnelle Achilleus
Schöpfte die ganze Nacht, in der Hand den doppelten Becher,
Wein aus goldenem Krug und feuchtete sprengend den Boden,
Stets die Seel' anrufend des jammervollen Patroklos."

Diese Stelle weist uns mit aller wünschenswerten Deutlichkeit auf den Sinn dieser Handlungen hin. Die Seele des Toten, sein Geist, wird angerufen, natürlich, dass er das ihm dargebrachte Opfer in Gnaden annehme und den Hinterbliebenen zugethan und wohlwollend bleibe. Von hier rückt auch die sogenannte Totenklage in ihr gehöriges Licht. Es ist nicht richtig, was zunächst doch sehr natürlich scheint, in ihr in erster Linie den unmittelbaren Ausdruck persönlicher Trauerstimmung sehen zu wollen. Dem widerspricht unbedingt die formelle Art, in der sie auftritt. Im 12. Kapitel Sacharjas wird uns eine solche Klage beschrieben. Es soll, heisst es, jedes Geschlecht besonders klagen und die Frauen besonders. Was heisst das anderes, als dass es sich um eine kultisch geregelte Ceremonie, um eine solenne Anrufung

des Toten handelt? Und dazu stimmt der Inhalt der Totenklage, die, wenigstens bei den Arabern, die Bitte enthält: „Sei nicht ferne.“ Wo man der Bitte besonderen Nachdruck verleihen will, schreitet man vom gesprochenen Worte zur That. Wir vergegenwärtigen uns wieder eine Szene aus dem Leben Elias, diesmal auf dem Karmel: Nachdem die Baalspriester einen ganzen Morgen hindurch bis zum Mittag vergebens ihr „Baal erhöre uns“ gerufen haben, fangen sie an, sich mit Schwertern und Spiessen am Leibe Einschnitte zu machen, bis das Blut an ihnen herunterfliesst. Der Gott soll unbedingt auf sie aufmerksam werden. Ganz das Nämliche bezweckt dem Geist des Toten gegenüber, dass sich die Trauernden Einschnitte machen. So verstümmelten sich auch die Scythen bei der Trauer um einen König Nase, Stirn, Ohren und Hände. Wir dürfen jetzt auch das Fasten verstehen als Mittel, sich den Geist des Toten günstig zu stimmen und das sogenannte „Sacktuch“ einfach als kultische, heilige Tracht begreifen. Der Prophet Jesaja scheint es z. B. ständig getragen zu haben. Wenn die Trauerzeit endlich in der Regel 7 Tage dauerte, so ist von Friedrich Schwally, dem wir neben Bernhard Stade überhaupt das Meiste zum Verständnis des hier in Betracht kommenden Problems zu verdanken haben, mit Recht dazu bemerkt worden, dass so lange gerade die den Göttern geltenden Feste gefeiert worden seien.

Aber wenigstens das Küssen der Toten, wird man sagen, ist Ausdruck natürlichen Gefühles und ruft keiner kultischen Erklärung. Dem soll nicht durchaus widersprochen werden; aber zu erinnern ist doch daran, dass im semitischen Heidentum die Götter bezw. die Objekte,

in denen sie wohnend gedacht werden, in Arabien z. B. der schwarze Stein, geküsst werden. In Israel küssen die Baalsverehrer ihren Gott, d. h. sein Stierbild. Und das Zudrücken der Augen dürfte irgendwie mit dem bei manchen Völkern sich findenden Glauben zusammenhängen, dass die Seele ihren Sitz in der Pupille des Auges habe und durch sie entweichen könne.

Es ist natürlich meine Meinung nicht, als sei man sich bei der Vollziehung all dieser Trauergebräuche ihres ursprünglichen Sinnes allezeit bewusst gewesen. Das mag in den im Alten Testament angeführten Beispielen sogar vielleicht höchst selten der Fall gewesen sein, wie denn natürlich noch viel weniger jemand wird behaupten wollen, dass unser modernes Landvolk mit den bei ihm zum Teil noch üblichen Totenmählern den Gedanken einer Opfermahlzeit für den Toten verbinde. Und doch mag in dergleichen Fällen der ursprüngliche Sinn leicht noch länger nachwirken, als man sich selber bewusst ist. Wenn z. B. in einem Bergdorfe der Schweiz bis vor wenig Jahrzehnten der sonderbare Brauch bestand, schon auf dem Wege zum Grabe hin zum Totenmahl einzukehren, so dürfte hier ursprünglich der Gedanke mitgespielt haben, man sei der beim Totenmahle erforderten Gegenwart des Toten sicherer, ehe ihn die Erde bedecke.

Aber inwieweit der ursprüngliche Sinn sämtlicher oben erwähnter Trauergebräuche in späterer Zeit lebendig geblieben sei, kommt für uns sehr wenig in Betracht im Vergleich zur Wichtigkeit der Erkenntnis, dass das Vorhandensein dieser Trauergebräuche auf einstmalige kultische Verehrung der Toten in Israel hinweist. Diese Erkenntnis erfährt sofort eine gewichtige Bestäti-

gung durch die Thatsache, dass die israelitischen Gräber in alter Zeit heilig sind. Auf dem Grabe Deboras, der Amme Rebekkas, erhebt sich ein heiliger (immergrüner) Baum; auf Rahels Grab steht eine heilige Steinsäule, wie dergleichen neben Altären aufgerichtet zu werden pflegten, und die alte Sitte lebt bis auf den heutigen Tag nach, wenn zu ihm noch Griechinnen pilgern, um Rahels Fürsprache zur Erlangung der Mutterfreuden zu gewinnen. Viele altheilige Kultstätten Israels enthielten Heroengräber, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie erst durch sie heilig geworden sind.

Totenkult weist auf die ältesten Vorstellungen des Menschen zurück, der aus dem Unterschied des verstorbenen Individuums zum lebendigen und vielleicht aus Traumerscheinungen Verstorbener die Seele als geheimnisvoll existierende Realität kennen lernt, die ihm Furcht und Ehrfurcht abnötigt. Die Anfänge dieses Glaubens liegen weit jenseits des uns aus dem Alten Testament bekannten Israel. Eine Vorstellung aber wirkt bis in die historische Zeit nach und ist Voraussetzung aller Uebung des Totenkultes: Seelen Verstorbener können schaden und können nützen. Von letzterem ist uns vielleicht eine interessante Erinnerung in der Erzählung erhalten, wie der Wiedererbauer Jerichos um den Preis seines Erstgeborenen den Grund legt und um den Preis seines jüngsten Sohnes ihre Thore einsetzt. Wozu dieser blutige Preis? Eine überraschende Analogie könnte uns die Antwort geben. Aus Siam wird uns erzählt, — und Entsprechendes kehrt vielerorts wieder —, dass ein gewisser König beim Bau eines Thores drei Männer habe aufgreifen und enthaupten lassen, nach-

dem er sie bei glänzendem Gastmahle ermahnt hatte, als Schutzengel das Thor treulich zu hüten und jede Gefahr zu melden.

Schaden können Seelen Verstorbener vor allem dann, wenn ihrem Leichnam nicht die gebührende Behandlung zuteil geworden ist. Zu Grunde liegt dem der Gedanke, dass die Seele auch nach dem Tode noch irgendwie an den Leib gebunden sei oder sich wenigstens in seiner Nähe aufhalten müsse, ein Gedanke, der zum Teil bis auf den heutigen Tag nachwirkt, wenn viele meinen, gewisse Gebete seien wirksamer auf dem Grabe ihrer Verstorbenen als zu Hause gesprochen. Vor allem treiben Seelen unbeerdigt Gebliebener manchen Spuck. Wenn man darum auf freiem Felde eine Leiche findet, ist es Sitte, sie mit Steinen zu bedecken, damit der Geist des Toten sozusagen festgebannt und dadurch unschädlich gemacht werde, und wer an ihr vorübergeht, wirft einen weiteren Stein zu. So ist es bei den Beduinen, so haben bei den Hottentotten und den Kaffern Reisende Wüstengräber wachsen sehen. Besonders ist eine derartige schwere Bedeckung der Leiche Menschen gegenüber Brauch, von denen man sich schon während ihres Lebens keines Guten zu versehen hatte. Ueber dem diebischen Achan, über dem feindlichen König von Ai, über dem empörerischen Absalom wird ein grosser Steinhaufen errichtet, und schliesslich geht das Steinigen der Verbrecher auf dieselbe Wurzel zurück. Von hier aus versteht sich eine israelitische Vorschrift noch aus dem 7. Jahrhundert v. Chr., die Leiche eines Gehängten dürfe nicht über Nacht am Baume bleiben, sondern sei noch am selben Tage zu begraben. Und nicht minder charakteristisch

ist eine andere Vorschrift desselben Gesetzes: Wenn sich auf freiem Felde die Leiche eines Erschlagenen findet und man nicht weiss, wer ihn erschlagen hat, so soll ausgemessen werden, welcher der umliegenden Städte der Erschlagene zunächst liegt. Ihre Häupter sollen dann zu einem Bach mit nie versiegendem Wasser hinausgehen, einer jungen Kuh das Genick brechen und über ihrem Blute die Hände waschen, zum Zeichen, dass sie am Blute des Erschlagenen unschuldig seien. Auf diese Weise werden sie von der Blutschuld frei werden. Es möchte sonst die Seele des Erschlagenen, um Rache fordernd, allerhand Unheil über sie bringen. So bricht unter Davids Regierung einmal eine Hungersnot in Israel aus, weil den Seelen erschlagener Gibeoniten durch die Blutrache am Geschlecht ihrer Mörder nicht Genüge geschehen ist.

Aber nicht blos ist für die Ueberlebenden die Seele des unbegrabenen Toten zu fürchten; sie selber leidet darunter, dass sie zu keiner Ruhe zu gelangen vermag. Nicht anders meinten Griechen und Römer, dass an den Ufern der Styx jeder Unbegrabene umherirren müsse, ohne über den Fluss gefahren zu werden. Es war denn auch einer der furchtbarsten Gedanken, dass man auch nach der Bestattung noch in der Grabesruhe aufgescheucht werden könnte. Götter und Menschen fleht der Israel benachbarte Phönizierkönig Eschmunazar an, seinen Sarkophag ungestört zu lassen. Und es ist eine der schlimmsten Drohungen Jeremias, wenn er sagt, dass man einst die Gebeine der Jerusalemiten aus ihren Gräbern herausholen werde, um sie Sonne, Mond und Sternen hinzubreiten, denen sie gedient. Wer darum ein gutes Werk

thun will, bestattet gleich dem frommen Tobias (Tob 1 17 f. 2 3 ff.) unbeerdigte Leichen. Nur Eine Drohung ist vielleicht ebenso schlimm wie die genannte des Jeremia: Es ist, was Amos dem Amazia androht, dass er in fremdem Lande sterben soll. Dort fehlen ihm nämlich die, die ihm die letzten und ständigen Dienste der Liebe erweisen; denn die dies thun und einzig thun können, sind nicht beliebige fremde Leute, es sind einzig und allein die Genossen der eigenen Familie, des eigenen Geschlechtes: der Totenkult wird zum Ahnenkult. Das gilt für Israel so gut wie für die verschiedensten Völker der Erde.

Davon ist zunächst der natürliche Ausdruck, dass der Tote, ein Samuel z. B., im eigenen Hause oder in dessen nächster Nähe beigesetzt wird. Neben den Lebendigen ist das Familiengrab, ganz wie der arabische Dichter es ausführt:

„Die Leut' all haben ein Begräbnis um ihre Höfe her;
Sie selber werden immer minder und ihre Gräber mehr,
Nie fehlt es sich, dass eine Wohnung veraltet und zerfällt,
Und immer neu ist auf dem Hof ein Totenhaus bestellt.
Sie sind die Nachbarn der Lebendigen, und ihre Nachbarschaft
Ist nah, doch der Verkehr mit ihnen entfernt und zweifelhaft."

Im Grabe finden die Toten die Glieder der Familie, die ihnen im Tode vorangegangen sind. David spricht beim Tode seines Kindes die merkwürdigen Worte: „Nun mein Kind tot ist, was sollte ich da fasten? Kann ich es etwa zurückbringen? Ich gehe dereinst zu ihm; es aber kommt nicht wieder zu mir" (II Sam 12 23). Daher begreift sich auch die Redensart „zu den Vätern versammelt werden" oder „sich zu den Vätern legen" für „sterben", und jener alte Barsillai giebt alle Freuden

des Königshofes dran, um beim Grabe von Vater und Mutter zu sterben (II Sam 19 38).

Aber nicht allein unter sich stehen die Seelen der Verstorbenen in Beziehung; auch mit den Lebenden bleiben sie ihrerseits in Rapport. Noch Jeremia kennt den Gedanken, dass die Stammmutter das Schicksal der nachgeborenen Stammgenossen liebend verfolgt: „Rahel weinet über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen über sie, weil sie nicht mehr sind“ (Jer 31 15). Von hier aus vermögen wir zu verstehen, wie ein alter Israelit von Segen und Fluch, der seinen Kindern galt, selber mitbetroffen wurde. Wenn z. B. im Dekalog Jahwe spricht: „Ich bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht“, so können die Väter, auch über ihr Leben hinaus, im Tode noch Anteil nehmend an ihrer Kinder Los, die Strafe empfinden. Und dies noch in einem anderen, wichtigeren Sinn. Die Seelen oder Geister der Verstorbenen bedürfen zur eigenen Fortexistenz der kultischen Verehrung ihrer Nachkommen, so gut wie die Götter des Kultes ihrer Verehrer bedürfen, um selber zu existieren. Geht es also den Kindern schlecht oder sterben sie gar aus, so nimmt auch die Ahnenverehrung Schaden oder hört auf, und nicht weniger als die Fortdauer der Ahnen selber wird in Frage gestellt. Hier wird mit Einem Male klar, warum im Alten Testament bekanntlich der Kindersegen so hoch geschätzt wird — „Wie Pfeile in der Hand eines Helden, also sind Söhne der Jugend. Wohl dem Manne, der seinen Köcher damit gefüllt hat“ (Ps 127 4f.) —, warum man nichts mehr fürchtet als Kinderlosigkeit, warum die

Klage um den einzigen Sohn sprichwörtlich wird, warum nach der Sitte des sogenannten Levirates der Schwager die Witwe zu heiraten hat, um seinem verstorbenen Bruder „Samen zu erwecken“, warum auch die kindliche Pietät Vater und Mutter gegenüber so besonders hoch angeschlagen wird. Keinen Sohn haben, heisst eben ursprünglich nach seinem Tode aller kultischen Verehrung, deren man bedarf, verlustig gehen. Auch diese Anschauung ist wieder Gemeingut vieler Völker gewesen. Der Grieche Isaeos sagt: „Niemand, der weiss, dass er sterben muss, kann so wenig Rücksicht gegen sich selber haben, seine Familie ohne Nachkommen zu lassen; denn dann wäre ja keiner da, der ihm die den Toten gebührende Verehrung erweisen könnte.“ Für Leonidas und seine 300 in den Thermopylen war es ein Trost, dass sie alle als Familienväter in den Tod gehen durften; es war wenigstens für ihre nachherige kultische Verehrung gesorgt. Wir finden es natürlicher, dass die Familienlosen und Unverheirateten die Gefahren eines selbsterwählten Opfertodes auf sich nehmen. Die Brahmanen meinten, sie kämen nicht in den Himmel ohne einen Sohn, der für sie die Begräbniszeremonien erfüllte, und in Aegypten galt, wie wir aus einer Inschrift des Ptolemäus Lagi wissen, als schwerer Fluch, dass einem nach seinem Tode weder Sohn noch Tochter das Weihwasser reiche. Hier überall hat die meist hohle Phrase unserer Tage, dass man in seinen Kindern fortlebe, noch einen realen Sinn.

Wir fanden im Bisherigen, dass die Verstorbenen um das Schicksal ihrer Hinterbliebenen wissen. Von hier ist, sobald man sie kultisch verehrt, nur ein Schritt

dazu, ihnen höheres Wissen zuzuschreiben und zu suchen, sich dieses Wissen irgendwie dienstbar zu machen. Das führt zu Totenbefragung und Totenbeschwörung. Wenn Tote gelegentlich den Lebenden im Traume erscheinen können, sie z. B. zu kühner That anzuspornen wie der Prophet Jeremia den Judas Makkabäus, sollte es nicht möglich sein, Offenbarungen Toter zu provozieren, indem man sich, so weit thunlich, in ihren Kreis begiebt? Noch nach dem Exil hören wir von Leuten, die in Gräbern sitzen und in Spelunken übernachten (Jes 65 4), offenbar um sich durch Geister Verstorbener inspirïeren zu lassen. Bei einigen australischen Naturvölkern z. B. herrscht der Glaube, dass die Dichter ihre Lieder von den Geistern der Abgeschiedenen im Traume erhalten. Das klassische Beispiel für Totenbeschwörung in Israel ist die Geschichte des Weibes von Endor, von der sich Saul den Geist Samuels zitieren lässt, um zu erfragen, was er thun solle. Beachtenswert ist, dass bei der Erscheinung der Gerufene blos dem Weibe, nicht Saul, sichtbar wird; nur aus der Beschreibung — ein alter Mann in einen Mantel gehüllt — vermag Saul ihn zu erkennen. Es gehört also eine bestimmte psychische Veranlagung und wohl auch eine gewisse Trainierung des Körpers dazu, um mit Toten verkehren zu können. Man muss, wie die hebräische Sprache es ausdrückt, „Besitzerin eines Totengeistes“ sein. Die Erscheinnng des Zitierten löst im Weibe eine gewaltige psychische Reaktion aus: sie schreit laut auf, gelangt aber im selben Augenblick selber in den Besitz höheren Wissens; denn sie weiss jetzt mit Einem Male, dass der Fragende kein anderer als Saul ist. Anzu-

merken ist noch, dass das Wort, welches den aus der Erde aufsteigenden Geist bezeichnet, dasselbe ist, womit sonst Gott bezeichnet wird. Steigt in diesem Falle der Geist aus der Erde empor, so ist in einer anderen Stelle (Jes 29 4) die Rede davon, dass die Geister aus der Erde heraus zirpen. Totenorakel wurden noch vom Judäerkönig Manasse (erste Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr.) eingesetzt, und, wie wir hören, beschickte man sie selbst nach dem Exile noch (Jes 57 9).

Aber wo immer in unseren Quellen davon die Rede ist, werden sie als abgöttisch gebrandmarkt. Schon Saul habe eigentlich, heisst es, die Totenbeschwörer im Lande ausgerottet, und von Jesaja ist uns das Wort überliefert: „Wenn sie zu euch sagen: Fragt bei den Totengeistern, den zirpenden, — fragt nicht ein Volk bei seinem Gott an?“ (Jes 8 19). In der That, der Jahweglaube, den schon Mose tief in die Seele des entstehenden Volkes einsenkte, ist, wenn auch vielfach getrübt, mit jener Intoleranz durch die Geschichte gegangen, die jeder lebenskräftigen Religion innewohnen muss. Man kann nicht zweien Herren dienen; man konnte nicht Jahwe dienen und den Totengeistern. So hat gerade die Intensität und Energie des Jahweglaubens dazu geführt, die kraftvollen alten Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode zu paralysieren. Die Trauergebräuche, die an sie erinnerten, wurden nach Kräften unterdrückt. Israel sei ein dem Jahwe heiliges, d. h. zu seiner ausschliesslichen kultischen Verehrung ausgesondertes Volk, so lautet die Begründung, und die Gräber, die einst heilig gewesen, werden allmählich wie alles, was mit dem Tode zusammenhängt, vom Standpunkt der

reinen Jahwereligion aus für unrein erklärt. Heilige Personen, Priester Jahwes, dürfen sich mit Toten nur ein Minimum, die heiligsten, der Hohepriester, überhaupt nichts zu schaffen machen.

Dieser Protest gegen den alten Totenkult wirft seine Schatten bis in die Welt der Toten hinein. An Stelle der lebendigen Vorstellung vom Familiengrab tritt allmählich — wir wissen nicht, ob blos als natürliche Folge des Zusammenwachsens der einzelnen Familien und Geschlechter zum grösseren Volksganzen oder ob durch Entlehnung aus babylonischen Ideenkreisen — die Vorstellung des einheitlichen Schattenreiches, das alle Menschen in gleicher Weise umfasst, „das Versammlungshaus für alles Lebendige“ (Hi 30 23). Grau in grau malt es israelitische einbildungsarme Realistik, wesentlich verschieden von dem, was z. B. ägyptische Phantasie geschaffen.

Wie der Himmel das Höchste ist, was der Hebräer sich vorstellen kann, so Scheol — das ist der hebräische Name für die Totenwelt — das Tiefste, tief unter den Meeren gelegen. „Tiefer als Scheol, was kennst du?“ fragt Zophar den Hiob (Hi 11 8). Gedacht ist es als Land, wenn auch vielleicht mit Thoren und Riegeln befestigt und von Ungeheuern bewacht. „An die Thore des Todes rühren“ (Ps 107 18) heisst so viel als dem Tode nahekommen, und König Hiskia klagt (Jes 38 10):

„In Scheols Thore bin ich befohlen den Rest meiner Jahre.“

Thore und Riegel entsprechen der babylonischen Vorstellung, die wir aus der sogenannten Höllenfahrt der Istar kennen. Durch sieben Thore tritt Istar in die Unterwelt ein und muss an jedem etwas von ihrer Kleidung

lassen. Darin weicht freilich die israelitische Vorstellung wieder ab: Der Mensch erscheint in Scheol, wie ihn der Tod vorgefunden, wenn auch nur als Schattenbild von dem, was er gewesen. Noch erkennt man, wer in Leid oder unter schweren Sorgen starb, am Trauergewand oder an den grauen Haaren, noch trägt den Prophetenmantel, wer ihn im Leben getragen, noch sitzen die Könige auf Thronen, noch ist einäugig oder ein Krüppel, wer im Leben Auge oder Hand verloren hat (vgl. Mt 5 29f.). Es ist auch hier wieder nicht uninteressant, einen Seitenblick auf die homerische Unterwelt zu werfen, aus der Odysseus berichtet (Od 11 38—41):

„Bräut' und Jünglinge kamen und kummerbeladene Greise
Und aufblühende Mädchen, in jungem Grame sich härmend;
Viele kamen auch verwundet von ehernen Lanzen,
Kriegerschlagene Männer mit blutbesudelter Rüstung."

Gelegentlich kann man, wie das Beispiel der Rotte Korahs zeigt, lebendig mit Haus und Habe zur israelitischen Unterwelt hinabfahren, indem sich einfach die Erde unter den Füssen aufthut. — Unklar ist meist das Verhältnis zwischen Scheol und Grab geblieben. Scheol ist gewissermassen die ideale Zusammenfassung aller Gräber geworden. Aber israelitisches Denken erwies sich nicht immer als scharf genug, um den Unterschied zwischen „ideal" und „real" festzuhalten. Von der alten Vorstellung ist geblieben, dass in Scheol zusammenwohnt, wer im Leben vereinigt war. Hesekiel schildert einmal, wie jedes Volk sich mit seinen Gräbern um das eine Grab seines Königs gruppiert. Aber dieser Gedanke, mit dem auf die sittliche Qualität des Verstorbenen noch nicht die mindeste Rücksicht genommen ist, durchkreuzt

bei ihm schon den ersten Ansatz einer Scheidung in zwei Kategorien, die er doch in demselben Kapitel (32) vornimmt. Er spricht einerseits von den Helden, die ein ehrliches und ehrendes Begräbnis gefunden haben, und andererseits von den Unbeschnittenen, die mit Schanden zur Unterwelt hinabgefahren sind, ungepflegt und unbeerdigt wie Schwerterschlagene. Sie liegen in den äussersten Winkeln der Unterwelt, und wenn zu ihnen ein Grosser wie Pharao herabsteigt, kann im andern Lager schon höhnische Freude ausbrechen. Hesekiel scheint mit diesem Gedanken einen um einige Jahrzehnte jüngern Dichter zu folgendem Lied auf die Höllenfahrt des Königs von Babel angeregt zu haben, das wir im 14. Kapitel des Buches Jesaja lesen. Wir haben es uns zum Teil von den Schatten der Unterwelt selber gesprochen zu denken:

„Ha, wie hat Ruhe der Dränger, hat Ruhe das Stürmen!
Gebrochen hat Jahwe den Stab der Frevler, den Stock der Tyrannen,
Der Völker schlug im Grimm mit unablässigem Schlag,
Der Nationen knechtete im Zorn mit schonungsloser Knechtung.
Ruhe hat, hat Rast die ganze Erde, es bricht Jubel aus!
Auch die Cypressen freuen sich ob dir, die Cedern des Libanon:
Seit du dich gelegt, steigt nimmermehr der Fäller zu uns herauf.

Scheol von unten erzittert dir, entgegen deiner Ankunft,
Stört um dich die Schatten auf, alle Erdengewaltigen,
Lässt von ihren Thronen auffahren alle Völkerkönige.
Sie alle heben an . . . und sagen zu dir:
Auch du bist matt geworden wie wir, bist uns gleichgemacht,
Herabgestürzt zu Scheol ist deine Pracht, das Rauschen deiner Harfen,
Verwesung ist unter dir gebettet, und Gewürm ist deine Decke.

Ha, wie bist du vom Himmel gefallen, du Lichtstern, Auroras Sohn,
Bist niedergeworfen zu Boden, du Völkerbesieger,

Und sprachst in deinem Herzen: Zum Himmel will ich aufsteigen,
Hoch über den Gottessternen aufrichten meinen Thron,
Und will sitzen auf dem Götterberge, im äussersten Norden,
Will aufsteigen über die Wolkenhügel, mich gleichstellen dem Höchsten.
Nein, zu Scheol bist du herabgestürzt, zur äussersten Grube!"

Unwillkürlich wird man bei dieser Szene daran erinnert, wie im letzten Buch der Odyssee Agamemnon die Freier bei ihrer Ankunft in der Unterwelt begrüsst. In der hebräischen Unterwelt ist aber eine derartige Bewegung die grosse Ausnahme. Für gewöhnlich bietet sie das Bild absoluter Stille und dumpfer Ruhe. Scheol ist das Land der Finsternis und des Dunkels, wohin keinen Glück noch Hoffnung begleiten, das Reich des Schweigens und des Vergessens. Auch für Scheol wären die DANTEschen Höllenworte die rechte Aufschrift: „Ihr, die ihr eingeht, lasst hier jedes Hoffen." Hiob spricht:

„Ein Berg selbst muss zerbröckeln,
Ein Fels rückt fort von seiner Stelle,
Die Steine reibt zu Staub das Wasser,
Fort schwemmt sein Guss den Ackerboden:
So treibst du aus des Menschen Hoffnung,
Der Mann schläft ein und ersteht nicht mehr;
Du bezwingst ihn für immer, und so geht er,
Entstellend sein Antlitz schickst du ihn fort."
(Hi 14 18—20 [1].)

Hatten einst die Ahnen das Schicksal ihrer Kinder liebend verfolgt, jetzt fährt der Tote zu Scheol:

„Geehrt sind die Söhne — er achtets nicht,
Gering sind sie — er merkt nicht auf sie;
Nur bei ihm fühlt sein Leib den Schmerz,
Und bei ihm trauert seine Seele." (Hi 14 21 f.)

[1] Ich zitiere die Hiobstellen nach der metrischen Uebersetzung von B. DUHM, Das Buch Hiob, Freiburg-Leipzig-Tübingen (J. C. B. Mohr) 1897.

Das Quälendste aber ist, dass in Scheol Jahwe kein Festlied mehr schallt:

„Der Himmel ist ein Himmel für Jahwe,
Und die Erde hat er den Menschenkindern gegeben,
Aber nicht preisen die Toten Jah (= Jahwe)
Noch alle, die zur Stille hinabstiegen." (Ps 115 16f.)

So ein Psalmist und viele Andere, König Hiskia z. B. (Jes 38 18):

„Denn nicht lobt dich Scheol noch preist dich der Tod,
Nicht harren, die zur Grube niedersteigen, auf deine Treu."

Bei alledem ists ein unentrinnbares Los, das die Menschen in Scheol hinabzwingt:

„Wo wäre der Mann, der da leben sollte
Und nicht schauen den Tod,
Der seine Seele rettete aus Scheols Hand?" (Ps 89 49.)

Unerbittlich fordert sie ihre Toten ein:

„Sie macht weit ihre Gier
Und sperrt masslos ihren Mund auf." (Jes 5 14.)

Darum sagt ein Spruch (Prov 30 15f.):

„Diese drei werden nicht satt,
Viere sagen nicht „genug",
Scheol und ein verschlossener Schoss,
Erde, die des Wassers nicht satt wird,
Und Feuer, das nicht sagt: „genug"."

Nur der Macht leidenschaftlicher Liebe weiss der Dichter des hohen Liedes Scheols Energie zu vergleichen (8 6):

„Denn stark wie der Tod ist die Liebe,
Fest wie Scheol ist die Leidenschaft."

Dem entsprechend giebts aus Scheol auch kein Zurückkehren:

„Die Wolke schwand und gieng dahin,
So steigt nicht herauf, wer zu Scheol fuhr,
Kehrt nicht zurück zu seinem Hause,
Und seine Stätte kennt ihn nicht mehr." (Hi 7 9f.)

Unter solchen Umständen mag denn nur, wer unter dem Uebermass des Leidens hienieden erdrückt zu werden droht, sich einmal hinaussehnen nach diesem Zustand dumpfer Schattenhaftigkeit als dem Ort der Ruhe, wie der Gehetzte und Ermattete sie in diesem Leben vergebens sucht. So bricht in seiner Verzweiflung Hiob in die Worte aus:

„Warum nicht starb ich vom Mutterleib weg
Und verschied aus dem Schoss hervorgegangen?
Oder war nicht verscharrter Fehlgeburt gleich,
Wie Kinder, die das Licht nicht sahen?
Denn alsdann läg ich und rastete,
Wär' eingeschlafen, da hätt' ich Ruhe,
Mit Königen und Räten der Erde,
Die Pyramiden sich erbauten;
Oder mit Fürsten, die Gold besitzen,
Die ihre Gruft mit Silber füllten:
Dort stehn die Frevler ab vom Toben,
Und dort ruhn aus die Krafterschöpften.
Allsammt sind sicher die Gefangenen,
Nicht hören sie des Treibers Stimme;
Gering und Vornehm, dort ists eins,
Und frei der Knecht von seinem Herrn."

(Hi 3 11—19 exkl. 12.)

Später noch sagt der Siracide (JSir 41 3f.):

„O Tod, wie wohl thust du dem Dürftigen,
Der da schwach ist und alt,
Der in allen Sorgen steckt
Und hat nichts Besseres zu hoffen noch zu erwarten."

Diese Hoffnungslosigkeit von Scheol steht scheinbar in einem seltsamen Gegensatz dazu, dass die Religion der Propheten Israels wie keine andere eine Religion ist der Zukunft und der Hoffnung. Aber die Lösung dieses Gegensatzes liegt darin, dass in Israel das Individuum als solches rein nichts zu bedeuten hat, dass es völlig

zurücktritt hinter der Gemeinschaft, hinter dem Geschlechte und dem Volke, dem es eingegliedert ist. Der Gemeinschaft, dem Volke aber gilt die verheissene Zukunft. — Heraufgeführt wird sie auf Erden durch ein wunderbares Eingreifen Gottes in diesen Erdenlauf. Nur ein frommer „Rest“ wird sie erleben, indem die Gottlosen in der hereinbrechenden Katastrophe umkommen. Aber die Ueberlebenden werden selber nicht mehr erlangen, als was in der Gegenwart schon als Inbegriff eines glücklichen Lebens galt. Sie werden viele Söhne und Töchter sehen und es zu hohen Jahren bringen; aber ewig werden sie nicht leben. Der Jüngling wird hundertjährig sterben und der Sünder hundertjährig vom Fluch getroffen werden (Jes 65 20). Hätte man die Propheten nach ihren persönlichen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode befragt, — sie hätten uns schwerlich wesentlich andere als die volkstümlichen Scheolvorstellungen mitzuteilen gehabt. Besonders interessant ist in dieser Beziehung ein Kapitel (37) des Propheten Hesekiel, das oft missverstanden worden ist. In einer prachtvollen Vision sieht er ein Schlachtfeld voller Totengebeine. Jahwe fragt ihn: „Werden wohl diese Gebeine wieder lebendig werden?“ Seine Antwort: „Herr, Jahwe, du weisst es“, zeigt, dass er es nicht weiss, d. h. dass der Auferstehungsglaube in seinem Bewusstsein noch nicht existiert. Und wenn er dann in seiner Vision die Totengebeine durch göttliche Wunderthat zum Leben zurückkehren sieht, so wird ihm dies blos Bild der politischen Restitution des Volkes, nicht etwa der persönlichen Auferstehung der einzelnen Volksglieder. Diese Idee kommt, obwohl sich seit Jeremia und dem Exil der Gedanke

von der selbständigen Bedeutung des Individuums meldet, erst ca. vier Jahrhunderte später. Suchen wir wenigstens noch die Hauptlinien der Entwickelung aufzuzeigen.

Die einseitige Vergeltungstheorie, wie sie ein Hesekiel und nach ihm eine grosse Menge jüdischer Autoren unermüdlich verkündete, dass es einem Jeden genau nach seinem Thun ergehen müsse, musste sich, je mehr der Einzelne auf sich selber zu sehen anfing, notwendig als unzulänglich erweisen.

„Warum denn dürfen Frevler leben,
Alt werden, gar an Kraft noch wachsen?“ (Hi 21 7.)

Man redete sich wohl ein wie jener Psalmist (Ps 49 17f.):

„Fürchte dich nicht, wenn Einer reich wird,
Wenn sich die Herrlichkeit seines Hauses mehrt;
Denn, wenn er stirbt, nimmt er nichts von alledem mit,
Nicht fährt ihm seine Herrlichkeit nach.“

Aber warum litt man so viel Elend auf Erden? Warum gerade der Gerechte? Diese Frage hat jüdische Gemüter aufs allerlebhafteste beschäftigt, und wir müssen uns eigentlich blos wundern, dass sich der Gedanke einer jenseitigen Vergeltung nicht schneller bei ihnen einstellte. Jahwes Macht fand ja doch nicht mehr wie früher an der Lebensschwelle des Menschen ihre Grenze:

„Nackt liegt Scheol vor seinen Augen,
Und keine Decke hat der Abgrund“,

sagt Bildad (Hi 26 6), und der Psalmist bekennt (Ps 139 8): „Machte ich die Unterwelt zu meinem Lager, so bist du da.“ Aber es scheint, als hätte dieser Gedanke göttlicher Allmacht und Allgegenwart, der gerade in dem zuletzt angezogenen 139. Psalm seinen sprechendsten

Ausdruck gefunden hat, wie auch der jetzt immer stärker hervortretende Schöpfungsgedanke blos dazu gedient, den Juden das Gefühl der eigenen menschlichen Nichtigkeit und Vergänglichkeit zu schärfen:

„Wenn ich deinen Himmel anschaue,
Das Werk deiner Finger,
Den Mond und die Sterne,
Die du bereitet,
Was ist der Mensch,
Dass du seiner gedenkst,
Und das Menschenkind,
Dass du dich sein annimmst?“ (Ps 8 4f.)

Und die Antwort, wie sie, zwar nicht vom Dichter dieser Worte, aber meist gegeben wurde, lautete:

„Der Mensch vom Weibe geboren,
Kurzlebig und von Unruh satt,
Wie eine Blume sprosst und welkt er,
Und flieht dem Schatten gleich und bleibt nicht.“
(Hi 14 1f.)

Von hier führt eine gerade Linie zur trostlosen Skeptik des Predigers: „Das Geschick der Menschenkinder und das des Viehes — dasselbe Geschick haben sie: wie dieses stirbt, so stirbt jener, und einen Odem haben sie alle, und einen Vorzug des Menschen vor dem Vieh giebt es nicht; denn alles ist eitel. Alles geht dahin an einen Ort: alles ist aus dem Staube geworden, und alles wird wieder zu Staub. Wer weiss, ob der Geist der Menschenkinder aufwärts steigt, der Geist des Viehes aber zur Erde hinabfährt? So sah ich denn, dass es nichts Besseres giebt, als dass der Mensch sich freue an seinen Werken; denn das ist sein Teil; denn wer kann ihn dahin bringen, dass er sehe, was nach ihm sein wird?“ (Pred 3 19—22). „Ein lebendiger Hund ist besser

denn ein toter Löwe; denn die Lebenden wissen, dass sie sterben werden, die Toten aber wissen gar nichts und haben weiter keinen Lohn; denn vergessen wird ihr Gedächtnis. Sowohl ihr Lieben als ihr Hassen und ihr Eifern ist längst dahin, und sie haben nie mehr Teil an irgend etwas, was unter der Sonne geschieht" (9 4—6). „Alles, was deine Hand zu thun vermag mit ihrer Kraft, das thue; denn weder Thun, noch Berechnung, noch Erkenntnis, noch Weisheit giebts in Scheol, wohin du gehen wirst" (9 10).

Tiefere Naturen, wie der Verfasser des Buches Hiob, erkämpfen sich den Weg zu einer idealeren Lösung des Irrationalen im Leben. Im Bewusstsein, dass sein Gott, von dem er nicht lassen kann, nicht dauernd gegen ihn Partei ergreifen darf, wenn er ihm auch für den Augenblick zürnt, vermag Hiob auf der Höhe seines tragischen Seelenkampfes wie eine Vision den Augenblick zu schauen, wo, nachdem das Leiden ihn aufgezehrt hat, Gott, ihm selber sichtbar, rechtfertigend für ihn eintritt:

„Und doch, ich weiss, ein Rächer lebt mir,
Ein Stellvertreter über'm Staube,
Ein anderer steht mir auf als Zeuge,
Der richtet dann sein Zeichen auf!
Ausser dem Leibe seh ich Gott,
Den ich, für Mich ich sehen werde!
Ich selber werd' ihn sehn, kein Fremder." (19 25—27.)

Es ist wie ein Wetterleuchten der Auferstehungshoffnung, aber auch nicht mehr. Doch man sieht schon: nicht auf dem Wege theoretischer Erwägungen und logischer Gedankenschlüsse naht sie heran, auch nicht als Produkt parsischer Einflüsse, sondern aus Seelennot geboren und Glaubenszuversicht, und zwar ist es der

spezielle Glaube an die messianische Zukunft, aus dem sie schliesslich hervorgeht: Das messianische Reich konnte, so schien es, nicht mehr länger auf sich warten lassen, als in den Tagen des Antiochus Epiphanes die Leiden der Frommen den Gipfel erstiegen hatten. Sollten aber bei seinem Kommen die frommen Märtyrer ganz leer ausgehen und umgekehrt die abtrünnigen Juden um nichts von den verstorbenen Frommen verschieden sein? Damals, im Jahre 165/164 verkündet aus den Kreisen, die wir später unter dem Namen der Pharisäer kennen, der Verfasser des Danielbuches die Worte: „Viele (NB. nicht alle) von denen, die im Erdenstaube schlafen, werden erwachen, die einen zum ewigen Leben, die andern zu Schmach und ewigem Abscheu. Die Weisen aber werden glänzen wie der Glanz der Himmelsfeste, und die, welche Viele zur Gerechtigkeit geführt haben, wie die Sterne immer und ewiglich“ (12 2f.). Und ein anderer, etwas späterer Autor verheisst:

„Deine Toten werden auferstehen, erwachen und jubeln, die im Staube wohnen;
Denn Tau der Lichter ist dein Tau, und das Land gebieret Schatten.“ (Jes 26 19.)

Ist nach dem Gesagten die Seligkeit in erster Linie Teilnahme am messianischen Reiche, so ist begreiflich, dass sie, zum Teil freilich recht krass, ausgemalt wird mit den Erdfarben, deren sich die Propheten zur Schilderung der messianischen Zeit bedient hatten. Zur Charakteristik des Strafortes der Gottlosen wird, ebenfalls in Anlehnung an ältere Bilder aus den Propheten, das unauslöschliche Feuer und die tiefe Finsternis ver-

wendet, ohne dass man freilich fragen darf, wie dies Beides sich miteinander verträgt.

Durch den Auferstehungsglauben, wie er im Danielbuche auftritt, wird Scheol zum blos vorläufigen Aufenthaltsort der Verstorbenen degradiert, an dem sie bis auf den Tag des Gerichts bleiben. Als solcher aber hört er bald auf, ein indifferenter Ort zu sein, indem die Scheidung in Selige und Unselige ihre Schatten noch rückwärts wirft. Beiden soll in Scheol schon ein Vorgeschmack ihres künftigen Loses werden. Wenn sich gelegentlich aber auch der Glaube äussert, dass blos die Frommen auferstehen sollen, so wird für die Gottlosen der vorläufige jammervolle Zustand in Scheol wie von selbst zum dauernden, und wo auf diese Weise aus Scheol selber der definitive Strafort der Gottlosen geworden ist, da ist die nächste Konsequenz, dass die Frommen überhaupt nicht mehr in Scheol kommen und somit die Instanz eines gemeinsamen Aufenthaltsortes für die Toten übersprungen wird. So tragen die Engel den armen Lazarus unmittelbar in Abrahams Schoss. Es braucht nun blos der Strafort der Gottlosen, damit die Frommen im künftigen Jerusalem sich an ihren Qualen weiden können, in Jerusalems Nähe, im Thale Hinnom (ge-hinnom = gehenna = die Hölle) lokalisiert zu werden, so ist mit der alten Scheolvorstellung gänzlich aufgeräumt. Es wäre eine Aufgabe für sich, dieser Entwickelung an Hand jener apokalyptischen und pseudepigraphischen Litteratur der letzten vorchristlichen Jahrhunderte im Einzelnen nachzugehen. Der Auferstehungsglaube wurde bekanntlich Unterscheidungslehre zwischen Pharisäern und Sadducäern, und der Gegensatz zeitigte Kontroversen,

wie sie die Frage der Sadducäer an Jesum verrät, welchem Gatten im Jenseits ein Weib gehören solle, das hier sieben Männer gehabt habe (Matth 22 23 ff.).

Im hellenistischen Judentum strömten mittlerweile, wie schon die sogenannte „Weisheit Salomos“ zeigt, griechische Gedanken mächtig ein, die Gedanken von der Präexistenz und vor allem der Unsterblichkeit der Seele, welche durch den sterblichen Körper blos beschwert werde und, aus ihrem irdischen Kerker befreit, himmelwärts sofort zu Gott zurückkehre. Diese Gedanken stehen ausserhalb der genuin jüdischen Vorstellungswelt. Denn wenn sich auch schon die alten Israeliten von der Entrückung eines Henoch und eines Elia zu erzählen wussten, — sie hängt für sie in nichts zusammen mit der Natur der Seele; in beiden Fällen handelt es sich schlechthin um ein Wunder so gut, wie wenn die Babylonier von der Entrückung Hasisadras sprechen und die Griechen von der Entrückung eines Menelaos und vieler anderer.

So sind wir an das Ende unserer Darlegung der israelitischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode gelangt. Wir haben sie bis auf den Punkt zu verfolgen gesucht, wo die christlichen einsetzen, und sofern diese für Sie persönliche Geltung haben, mögen Sie erkennen, dass die obigen Ausführungen Ihrem Interesse doch nicht so ganz entrückt sind. Sie werden den Eindruck gewonnen haben, dass auch diese Vorstellungen nicht als etwas von vorn herein Fertiges in die Welt getreten sind, vom Himmel gefallen, sondern dass sie sich uns darstellen als das Produkt einer langen Entwickelung; und zugleich mag Ihnen davon etwas entgegengetreten sein, dass es

sich hier um Phänomene allgemeiner religionsgeschichtlicher Art handelt. Die Wandelbarkeit der Vorstellungen aber, wie sie sich daraus von Zeiten zu Zeiten und von Volk zu Volk ergiebt, weist uns schliesslich darauf hin, dass der Inhalt, um den es sich dabei handelt, unserem Bewusstsein in dem Masse unfassbar bleiben muss, als alles Vergängliche stets nur ein Gleichnis sein wird.

Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01031 4237